Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 6

Artikel: Die Dienstbotennot und die Hausfrauen
Autor: A.H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662571

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Bravo! Sehen Sie nur, wie starr und kalt! Wie bei einer Leiche!" wurde gerufen.

„Vollständige Anästhesie, Erniedrigung der Temperatur und Herabsetzung des Pulses," verkündete der Magnetiseur.

Die Ärzte machten sich daran, meinen Arm zu betasten.

„Ja, der Puls ist schwächer," bemerkte einer von ihnen.

„Vollständiger Tetanus! Die Temperatur ist weit niedriger geworden."

„Wie ist das nun aber zu erklären?" fragte eine der Damen.

Einer der Ärzte zuckte die Achseln, seufzte und gab zur Antwort: „Wir müssen uns mit den Tatsachen begnügen. An einer Erklärung dafür mangelt es uns leider."

Ja, dachte ich, ihr müßt euch mit den Tatsachen begnügen, ich aber habe zwei Fünfrubelscheine bekommen. Da bin ich doch besser gefahren als ihr. Für diesen Gewinn bin ich dem Magnetismus dankbar; an Erklärungen liegt mir weiter nichts!

Armer Magnetiseur! Warum mußtest du dich mit einer so schlauen Kanaille, wie ich, abgeben?

P. S. Ist das nicht eine ganz verfluchte Geschichte, eine wahre Gemeinheit?

Jetzt habe ich erfahren, daß derjenige, der mir die beiden Fünfrubelscheine in die Faust schob, nicht der Magnetiseur war, sondern mein hoher Vorgesetzter Peter Fedorowitsch.

„Ich habe das," sagte er zu mir, „in der Absicht getan, Ihre Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen."

O weh, o weh, wie bin ich hereingefallen!

„Schämen sollten Sie sich, mein Lieber, sich bestechen zu lassen!... Das war nicht recht von Ihnen. Das hatte ich nicht von Ihnen erwartet."

„Ach, Euer Exzellenz... Ich habe Kinder zu ernähren... und eine Frau... und eine alte Mutter... Und bei der jetzigen Teuerung..."

„Nein, es war nicht recht von Ihnen; schämen Sie sich! Ich glaubte, Sie wären ein ehrenhafter Mensch, und nun stellt sich heraus, daß auch Sie hohle Hände machen."

Ich mußte ihm die beiden Fünfrubelscheine zurückgeben; was sollte ich tun? Aber das Schlimmste bleibt doch der Verlust meines guten Renommees.

„Auf Sie bin ich noch nicht einmal so besonders ärgerlich!" sagte der hohe Chef. „Das liegt nun wohl einmal so in Ihrer Natur, hol's der Teufel! Aber sie! Auch sie! Es ist, um aus — der — Haut zu fahren! Sie, die verkörperte Unschuld und Demut, sozusagen das reine Blancmanger! Und doch! Und doch! Auch sie hat sich durch Geld dazu verlocken lassen, zu heucheln! Auch sie ist eingeschlafen!"

Mit dem Worte „sie" meint mein Chef seine Frau Gemahlin, Matrona Nikolajewna.

Die Dienstbotennot und die Hausfrauen.

Dienstbotennot droht heute vielenorts Glück und Behagen der Familien zu untergraben. Da mag es am Platze sein, allen Hausfrauen die viel zu wenig gekannte kleine Schrift von Fr. W. Förster, „Die Dienstbotennot und die Hausfrauen" (Schultheß, Zürich 1912) lebhaft zum Studium zu empfehlen. Förster sucht die Ursachen unserer häuslichen Nöte psychologisch zu erklären. Er erkennt das Grundübel in der heutigen Verachtung der manuellen Arbeit. Und doch scheint gerade sie ihm geeignet, den Menschen zu erziehen und bilden, da sie immer neu den Sieg des Geistes über die Materie bringt. An den modernen Hausfrauen liegt es nun, Handarbeit und Handarbeiter wieder zu Ehren zu bringen. Sodann macht Förster darauf aufmerksam, daß den größeren Ansprüchen der heutigen, zu denkenden Menschen erzogenen Dienstboten eben noch vielfach Jahrhunderte alter Standesdünkel der Dienstgeber entgegensteht. Was Förster über die Kultur, die Kunst des Befehlens schreibt, scheint für uns alle beherzigenswert:

„Die Kunst des Befehlens auf seiten der leitenden Klassen hat leider auch nicht entfernt mit der Entwicklung des persönlichen Selbstgefühls in den dienenden Klassen Schritt gehalten. Es ist auch keineswegs leicht für den Angehörigen der leitenden Klassen, sich innerlich von den Vorstellungen der Vergangenheit zu befreien, sich ganz aus seiner privilegierten Seele herauszudenken, von all seinem naiven Machtbewußtsein wirklich radikal Abschied zu nehmen und sich dem veränderten psychologischen und sozialen Zustande des Dienenden konsequent anzupassen. Nur wer sich hier ganz und gar des hergebrachten Herrenstandpunktes zu entäußern vermag, wer sich ehrlich fragt: wie komme ich denn eigent-

lich zu der Bevorzugung, mich bedienen zu lassen — nur der wird allmählich den richtigen Takt erwerben, um in diesem schwierigen Verhältnis Autorität auszuüben, ohne zu verletzen und zu erbittern. Wer diese grundlegende innere Umwandlung nicht durchmacht und sich die entsprechende Selbsterziehung nicht auferlegt, der wird im häuslichen Klassenkampfe immer den kürzern ziehen. Gerade weil er instinktiv fühlt, daß seine Methode den neuen Bedingungen und Menschen nicht mehr angepaßt ist, so wird ihm auch die durchgreifende Sicherheit fehlen, mit der man die Angestellten anhält zu dem, was sie schuldig sind, und ungeordneten Ansprüchen von vornherein vorbeugt. Nur wer ganz auf den neuen Boden getreten ist und alle Konsequenzen gezogen hat, der besitzt dann auch den Elan und das gute Gewissen, sich auch den neuen Gehorsam zu verschaffen, welcher dem Geiste der technischen Präzision, der Vertragstreue und der idustriellen Arbeitsteilung entspricht. Die andern werden zwischen Brutalität und planloser Nachgiebigkeit hin und her schwanken.

Dies möge von vornherein hervorgehoben sein, um unsere Vorschläge reinlich von denjenigen wohlmeinender Idealisten und Idealistinnen zu scheiden, welche meinen, die moderne Stellung zum Dienstboten müsse in allgemeiner Brüderlichkeit und in völligem Mangel an straffer Zucht und Unterordnung bestehen, und welche der Illusion leben, daß man durch bloße Nachgiebigkeit und zuvorkommende Güte Menschen und Zimmer in Ordnung halten könne. Nein, strenge Kontrolle — wo nicht gründliche Erprobung zu einer Ausnahme berechtigt — ernste und unnachgiebige Anforderung, Maßhalten in der Kameradschaftlichkeit, das alles ist man der Erziehung dienender Persönlichkeiten ebenso schuldig wie der eigenen Hausordnung. Aber gerade damit man das mit ganzer Energie in Angriff nehmen kann, ist eben eine ganz gründliche innere Reinigung von aller persönlichen Überhebung und aller privilegierten Tonart unumgänglich — der Dienstbote muß fühlen, daß er sich in einem ganz neuen Sinne unterzuordnen hat, auf dem Boden geordneter und freiwilliger Arbeitsteilung, nicht aber im alten Sinne der Klassenherrschaft und des respektlosen Kommandos.

In diesem Sinne wird die Hausfrau vor allem suchen müssen, ein Gegengewicht gegen die Demütigungen der persönlichen Abhängigkeit herzustellen, sie wird die Selbständigkeit ihrer Dienstboten achten und üben und sie wecken, wo sie verkümmert ist, sie wird äußerst sparsam mit Befehlen sein und durch die Art ihrer Anweisung in dem Dienenden das Gefühl der Erniedrigung verhüten. Viele Hausfrauen klagen über Unsittlichkeit der Dienstboten und treten Sittlichkeitsvereinen bei — vergessen aber ganz, daß sie selbst oft durch die ganze Art ihrer Behandlung in den Mädchen die stärkste Widerstandskraft gegen schlechte Zumutungen untergraben: Das Gefühl der eigenen Würde. Gerade die Selbständigkeit, die so viele Herrschaften bei ihren Dienstboten fürchten und bekämpfen — sie ist ja doch der stärkste moralische Halt, den diese oft so vereinsamten Wesen noch haben; hat einmal ein Mädchen die feine Empfindung gegen jede Demütigung seitens ihrer Herrschaft verloren, dann wird sie auch stumpf gegen jede andere Entwürdigung werden und schutzlos jeder Versuchung preisgegeben sein. Viele Hausfrauen sind stolz auf mannigfache „humane" Anwandlungen gegenüber ihren Dienstboten, sie geben den Sonntag regelmäßig für die Kirche frei, ja sie sorgen sogar für edle Lektüre — aber dafür fehlt im Dienste selber die tiefere Achtung vor dem Menschen. Man lastet auf den Angestellten mit dem ganzen Bewußtsein herrschaftlicher Überlegenheit, während die wahre Seelsorge für das anvertraute Menschenkind doch gerade darin hervortritt, daß man die Bedienung selber mit einem Gefühl heiliger Scheu von der Menschenwürde des Dienenden entgegennimmt. Dieser sollte stets spüren, daß man die Unterordnung seines Willens unter das persönliche Belieben eines andern als ein Opfer betrachte, das nicht durch Bezahlung, sondern auch nur durch eine Selbstentäußerung und eine geistige Leistung ausgeglichen werden könne. Diese Selbstentäußerung besteht dann eben in dem konsequenten Verzicht auf jeden Ausdruck des Machtgefühls gegenüber dem Dienenden und in der vollendeten Zartheit, mit welcher seinem Ehrgefühl in jeder Situation Rechnung getragen wird. Nicht alle Dienenden empfinden klar, was eigentlich so oft noch fehlt im heutigen Dienstverhältnis; in vielen lebt das Bewußtsein davon nur dunkel und äußert sich in trotziger Unzufriedenheit; in andern schläft noch jedes Bewußtsein ihrer Menschheit oder ist wieder erstickt — hier muß die feinfühlende Hausfrau durch ihre eigene Haltung die richtige Aufklärung geben. Durch die Feinheit, mit welcher sie die Dienenden behandelt, wird sie diesen das Gefühl der Berührung mit einer höheren Bil-

dung geben und damit eine neue Art der Ehrerbietung pflanzen an Stelle der dumpfen Unterordnung, welche heute durch die geistige Emanzipation der unteren Volksklassen unaufhaltsam verschwindet. Wer je mit diesen Volksklassen in geistige Berührung gekommen ist, der weiß nur zu gut, daß ihr scheue Ehrfurcht vor der wirklichen Kultur ebenso groß ist, wie ihre trotzige Wildheit gegenüber allen den sozialen Ungleichheiten, welche ihren Ursprung nur dem Zufall oder der hohlen Anmaßung verdanken. Gibt man der persönlichen Bedienung mit all ihrer täglichen Entsagung die ganz persönliche Gegengabe des edelsten Taktes mit all seiner täglichen Selbstüberwindung — dann hat man das ganze Verhältnis in jene Höhe der Menschlichkeit gehoben, die über allem Staube des Klassenkampfes steht, dann hat man den Dienenden in eine Sphäre der sozialen Gegenseitigkeit gestellt, in der seine Persönlichkeit an Würde und Selbstachtung nicht nur nicht verlieren, sondern noch gewinnen wird. Hierbei ist noch ein Punkt zu bedenken. Wenn der Dienende durch die Verrichtung der groben Hausarbeit seine „Arbeitgeber" entlastet, so muß er auch das Gefühl haben, daß er diese damit wirklich zu höherer Bildung frei macht. An der Behandlung, die ihm zu teil wird, muß er prüfen, daß er nicht bloß arbeitet, damit die andern faulenzen, sondern damit ihre Seelen emporsteigen können in das Licht reineren Menschentums, um dann wieder auszustrahlen auf die, welche im Schatten arbeiten. Nur so läßt sich alle Arbeitsteilung in der Welt rechtfertigen. Wenn der Dienende aber spürt, daß diejenigen, denen er die grobe Arbeit abnimmt, durch solches Bedientwerden ärmer werden an Herzensbildung und Menschlichkeit — muß er da nicht der trotzigen Verzweiflung verfallen? —

Försters Schrift ist geeignet, unser Verständnis für die Dienstboten zu wecken, uns damit ein wichtigstes Mittel zur Lösung der sozialen Frage im Hause in die Hand zu geben.

A. H.

Der arme Lazarus.

(Nach einem alten Lied.)

Der arme Lazarus, der kam
einst vor des Reichen Tür voll Scham:
„O Bruder, liebster Bruder mein,
laß mich genießen der Hilfe dein
und teil mir mit die Brösamlein,
die fallen von dem Tische dein."

Der reiche Mann tat auf den Mund
und scheucht' ihn weg wie einen Hund:
„Wie sollt' ich denn dein Bruder sein?
Du riechst ja wie ein eklig Schwein!
Die Brüder mein, die sind mir lieb;
Du bist willkommen wie ein Dieb."

Nicht lange ging's, es kam der Tag,
da Lazarus auf dem Todbett lag.
Der Lazarus schaut über sich auf:
die Engel schwebten ob ihm zu Hauf.
Sie schwebten hin und schwebten her:
nach seiner Seele stand ihr Begehr.

Nicht lange ging's, es kam der Tag,
der Reichmann auf dem Todbett lag.
Voll Furcht schaut der nun über sich auf:
Die Teufel tobten ob ihm zu Hauf.
Sie fuhren hin und fuhren her:
nach seiner Seele stand ihr Begehr.

A. V.

Kleine Kinder — Große Kinder.

Bei jedem warmen Sonnenstrahl führen glückliche Mütter ihr kleines Kindervolk hinaus ins Grüne und unendliche Liebe leuchtet aus Mutteraugen auf die Bündelchen im Wagen und die unbeholfenen Kerlchen, die jauchzend mit schwankenden Schritten irgend etwas Wunderschönem entgegenlaufen, bis sie weich und ungefährlich hinpurzeln. Immer wieder hebt die Mutter das Spielzeug auf, das das Kindchen aus dem Wagen wirft, immer wieder springt sie dem kleinen Weltwanderer zuhilfe, unermüdlich betreut sie ihn in all den vielen körperlichen Bedürfnissen, und dem, was wir Zuschauer draußen sehen, entspricht noch weit mehr Arbeit im Innern des Hauses, Arbeit, die der Mutter keine Ruhe und Rast läßt, die Tag und Nacht in Anspruch nimmt.

Um so seltsamer ist es, zu beobachten, wie sich das Verhalten der Mutter ändert, wenn sie dem größern Kind gegenüber steht, so dem kleinen Erstkläßler oder überhaupt dem Schulkind. Wie manches ungeduldige Wort wird da laut,